

heit vor Ort gewünscht.“ (Schmoor: „Da, wo kein Hauptamtlicher ist, gibt es kaum einen Ehrenamtlichen.“)

Was empfehlen Sie Ihrer Kirche, damit der Reformprozess erfolgreich verläuft? „Wichtig ist, nicht in Aktionismus zu verfallen. Die derzeitige Lage sichert der Kirche noch einige Jahre Stabilität. In dieser Zeit müssen sich die Strukturen und der Auftritt verändern, um auf die veränderten Gesellschaftsbedingungen zu reagieren. Dafür müssen Lern- und Entwicklungsprozesse auf den Weg gebracht werden. Veränderungen sollten schonend und achtsam geschehen: Regelmäßige Selbstkontrolle, Transparenz und Kommunikation untereinander gehören dazu.“

Für die **Zukunft der Kirche** ist es wichtig, sich stärker an den Menschen zu orientieren, kleinräumig zu denken und individuelle Lebenswelten wahrzunehmen.“

Als Folge des Prozesses erhalten die Teilnehmer und die Gemeinden

unter dem Motto „gemeinsam leiten schmeckt besser“ nun dreimal im Jahr per E-Mail eine „Impulspost“ mit Beispielen von gelungenen Projekten oder Veränderungen.

Bei allen Überlegungen wird von der Frage ausgegangen: „was können wir wirklich gut - und was müssen wir fördern?“ Erst dann wird die Frage gestellt: „wo haben wir Probleme?“

Seit diesem Prozess, und das ist ein Novum in der sonst von sehr selbständig agierenden Gemeinden bestimmten reformierten Kirche, suchen zunehmend mehr Gemeinden das Gespräch und die Zusammenarbeit mit ihren Nachbarn. Klarer wurde auch, wie kompliziert Kirche organisiert ist. Für Schnoor gab es zudem die Erfahrung: „Wir werden nicht öffentlich durch Hochglanzbroschüren - sondern durch das Gespräch über unseren Glauben“. Die Kernfrage sei: „Wie bekommen wir es wieder hin, dass die Leute uns verstehen?“

*Text und Fotos: Anneus Buisman
Esens/Ostfriesland*

Wozu ist die Kirche da?

von Martin Grahl



Wer eine „Reform“ will oder gar von einer zur nächsten stolpert, sollte sich diese Frage ernsthaft stellen. Sonst läuft er unversehens von sich selber fort.

In den Kirchenverfassungen heißt es lapidar: Aufgabe der Kirche ist es, das Evangelium zu verkünden. Damit war Jesus angetreten, er verkündete das Reich Gottes. Er lehrte nicht nur, er lebte es. Unsere Heilige Schrift ist nicht gleich den 10 Geboten oder dem Koran vom Himmel diktiert. Gotteswort, sie kündigt uns von Christus, der ein für alle Mal in unsere Welt gekommen ist als lebendiges Gotteswort.

Wie gehen wir aber mit dem Gotteswort um, das uns als Kirche anvertraut ist? Es ist nicht mit einem Bibelwerk getan. Religionsunterricht ist noch keine Vorbereitung für Konfirmation. Wir haben das Gottesreich nicht verkündet, wenn die Bibel in den Regalen der Leute steht und sie sich sogar auch mal für sie interessieren. Wir schwanken in den Definitionen von „Kirche“ zwischen Kirchensteuerzahlergruppe, Körperschaft öffentlichen Rechts, Gruppe der Getauften, Kirchengemeinden oder den Gebäuden mit diesem Namen. Eine Gemeinschaft der Glaubenden: ist das die berühmte „Unsichtbare Kirche“, weil

niemand so genau weiß, wo da die Grenzen sind?

Dabei haben wir das klare Wort der Bekenntnisschriften: Kirche ist Versammlung der Gläubigen. Und das ist nicht eine Organisationsform oder Gemeindeversammlung, sondern Gottesdienst. Das ist die angemessene Form der Kirche. Dahin muss sich jede Re-Form ausrichten.

Allerdings ist das mit der Liturgie und dem Gotteswort so eine Sache. „Verkündigung“ ist bei unseren Kirchenordnungen der freien Predigt synonym geworden und damit eine Sache von Experten oder Spezialisten. Dazu soll man Theologe sein, schon damit nicht unversehens Unsinn gepredigt wird. In der Theologie ist seit Schleiermacher „praktische Theologie“ (Unterfach „Liturgik“) angewandte Dogmatik. Das Gotteswort muss „aktualisiert“ werden, schließlich ist es ja auch schon uralte, so wie man Opern- und Theateraufführungen so inszeniert, damit auch der moderne Mensch kapiert, dass Shakespeare den Menschen heute „noch etwas zu sagen hat“. Muss der Geist Gottes echt aktualisiert, aufgewärmt, interessant gemacht werden? Das sollten wir besser nicht versuchen.

Vielleicht haben wir Entscheidendes am Gottesdienst verloren. Er ist uns zu etwas geworden, was wir „machen“. In der Orthodoxie hat man das umgekehrte Bild, darum wagt

Als geistliche Nahrung für den Impulsprozess gab es ein Heft mit fünf Fragen und zwei Antworten. Hier ein Teil der Frage drei: Was können wir tun?

Manchmal scheint es, als hätten wir die Menschen schon aufgegeben. „Lass sie doch gehen. Wir können ja doch nichts für sie tun. In ihren Dörfern werden sie schon etwas zu Essen finden.“

Die Leute suchen und finden den Sinn ihres Lebens nicht mehr in der Kirche. Sondern anderswo. Beim Sport vielleicht. Oder im Urlaub. Oder bei ihrer Arbeit. Wirklich?

Jesus sagt: „Gebt ihr ihnen etwas zu essen!“ In seiner Nähe gibt es etwas, was es sonst nirgends gibt: „Brot des Lebens“. Geteilte Freude. Geteiltes Leid.

Eine Hoffnung gegen allen Augenschein. Sind wir bereit, diese Hoffnung zu teilen? Anderen mitzuteilen? Und wie gelingt uns dies - immer besser?

Da antworteten die Junger Jesus: »Wir haben hier nur fünf Brote und zwei Fische!« Aber Jesus sagte: »Bringt sie mir her!«

man da kaum, auch nur ein Wort am Ererbten zu ändern. Da glaubt man, den Gottesdienst als Abbild des aktuellen himmlischen Geschehens zu feiern, bitte genau zu der Uhrzeit des Pfingstereignisses. Gegensätzlicher kann man kaum denken.

Aufgabe und Existenzrecht der Kirche ist das Feiertagsgebot. Wir wagen es, die Zehn Gebote an dieser Stelle historisch falsch zu übersetzen. Heilige den Sabbat, nein, den Feiertag, sprich: den Sonntag. Dazu ist die Kirche da, Abendmahl mit Christus zu feiern. Taufe ist Berufung zur Nachfolge Christi, nicht nur Glaubenssiegel, Ansichtssache. Wir sind, die sich ums Kreuz versammeln, um die Seele zu lehren, den Willen sich prägen zu lassen, den Geist Gottes auf seinem Haupt zu empfangen. Und nicht die Glaubenden und ihr Glaube sind das Ziel, sondern wir sind zu Jüngern getauft. Gott ist in Christus unseretwegen in die Menschheit gekommen, und wir empfangen diesen Glauben, um unsererseits zu vertrauen und zu lieben. Das ist die Form Gottes, das Bild Gottes, zu dem wir berufen sind und den Ruf weitergeben.

Kirchenvater Tertullian sagte über den Gottesdienst: Wir bilden ein Ganzes durch die Kenntnis der Religion, wir bilden gleichsam ein Heer, das Gott mit Bitten umzingelt, wenn wir beten. Wir nähren unseren Glauben durch heilige Worte... (Apologeticum Cap. 39)

Auch das ist ein verbreitetes laientenes Missverständnis, wenn wir in

unseren Verfassungen von der Verkündigung des Evangeliums als Kirchenzweck reden: Wir meinen, damit sei es getan, wenn wir davon reden und es besingen. Beten mag dann jeder für sich. Am Ende solle dann doch jeder nach seiner Façon selig werden. Das nennen wir dann am Ende die Freiheit eines Christenmenschen. Luther hat das nicht so gemeint.

Im Herrengebet sagen wir Vater „unser“. In diesem Wörtchen liegt die ganze Kirche verborgen. Der Kanon der Schrift ist nicht darum Richtschnur, weil alles so fromm und richtig darin ist, sondern weil es uns befähigt, miteinander Gottesdienst zu feiern. Als Kanon galten die Schriften, die man dem Gottesdienst zur Grundlage geben kann, sie sind Predigttext und Quelle der Gesangbuchlieder und Gebete.

Die angemessenste Form der Bibellektüre ist nicht die unter dem Katheder für die Theologen oder eine Dokureihe „Was wir schon immer über die Bibel wissen sollten“, sondern Lesung im Gottesdienst. Die Ratgebenden Performancer wissen, sie ist Geschehen, Botschaft, nicht nur ein historisch interessanter Text. Gottes Geist „aktualisieren“ wir besser nicht. Kirche ist dazu da, dem Sabbatgebot als Sonntagsgebot zu folgen. Erfüllen können und brauchen wir dies Gebot nicht, das hat Christus am Ostertag für uns getan, aber ihm folgen sollen wir. Das vom Sabbat zum Ostergebot gewendete Wort vom Sinai ist Aufgabe und Bestimmung der Kirche, damit die, die sich da unter Gottes Wort und

Sakrament versammeln Christen sein können.

Das Gotteswort sollen wir uns ins Herz schreiben lassen, und das will nicht nur lernen und begreifen, sondern auch vertrauen, loben und preisen, sich in Liebe ändern und einen Grund geben lassen, auf dem sich Leben gründen lässt. Dafür taugen eine Bibelstunde oder kirchliche „Öffentlichkeitsarbeit“ (was für ein Wort!) für sich allein nicht. Wir dürfen uns als Kirche als eine Gemeinschaft vor Gott erfahren, die so weit reicht, wie es Menschen gibt auf der Welt, die wir als Schöpfung Gottes ansehen und achten.

Ich will an dieser Stelle innehalten und zurück zu unseren Reformen kommen: Über allen „praktischen“ Überlegungen, wie wir denn was gezwungener Maßen oder aus freien Stücken mit unserer Kirche „machen“, muss klare Antwort gegeben werden auf die Frage „Wozu ist die Kirche da?“

Wir stehen im Dienst des Feiertagsgebots.

Wir sind die (getauften) Jünger, die sich im Abendmahl regelmäßig, Woche für Woche, um Christus herum versammeln, um dessen zu gedenken, dass in ihm Gott in die Welt zu uns und unseretwegen gekommen ist.

Wir sind Pfingstgemeinschaft. Gottes Geist müssen wir nicht beleben, er belebt uns.

Ort und Zeit der Verkündigung des Evangeliums ist zuallererst der sonntägliche Gottesdienst. Er ist auch „gültig“, wenn die „freie Wortverkündigung“ mal fehlt oder durch vorformulierte Texte ersetzt wird. Wir sind doch auch als Theologen höchst zufrieden mit uns, wenn es uns gelingt, in einer Predigt dem vorgegebenen Predigttext einigermaßen gerecht geworden zu sein. Oder sind wir so arrogant, dass wir meinen, nur dann, wenn wir dem Volk Wort für Wort der Heiligen Schrift (so heiße sie im Kontext gottesdienstlichen Geschehens) erklären, verstehen sie es richtig?

Wenn es so ist, dass wir die Frage nach unserem Daseinszweck als Kirche mit dem Feiertagsgebot beantworten, dann sollte die Schlussfolgerung einfach sein: Bei Pastorenmangel dünnt die Gottesdienste nicht aus! Wir entzögen uns das Fundament. Wir wohnen in Schätzen der Erkenntnis und setzen uns unter Druck, ständig Neues ausdenken zu wollen oder gebärden uns, als wären wir die Meister des Glaubens, die ihn den Verhältnissen anpassten, ihn gar neu erfinden wollten oder zumindest Gott mal zeigen, wie er doch noch etwas auch in unseren Zeiten zu sagen hat. Damit macht man sich höchst lächerlich. Wir dienen Gott. Wir sollten nicht versuchen, ihn zu erfinden oder uns „selbstständig“ zu machen. Vertrauen wir besser nicht auf Statistiken oder Wirtschaftsberatung, sondern halten wir uns lieber ans Erste Gebot. Daraus ergeben sich dann das zweite und dritte Gebot (unserer Zählung). Gottes Name werde geheiligt und

nicht unnütz („wahnhaft“ – Buber), gebraucht. Ein Name unterscheidet sich vom Begriff dadurch, dass er der Ansprache dient, da muss also etwas geschehen. Dazu ist der Gottesdienst da, dass wir auf Gott hören und ihn ansprechen. Wer das Evangelium verkündet, lässt Gott sprechen. Dafür ist der Gottesdienst am Herrentag die passende Form. Aus ihm ergibt sich

dann auch der „leibliche Gottesdienst“ (Röm 12), zu dem die ganze Menschheit mit der Schöpfung berufen ist, sowie der große Schatz des Wissens, aus dem es Theologen vergönnt ist, ein Leben lang schöpfen zu dürfen.

Dr. Martin Grahl, Fehmarn

Wer sind die „geringsten Brüder“ Jesu?

*Wider den Missbrauch von Matthäus 25
von Christian Ottemann*



Für Heinrich Bedford-Strohm, dem Ratsvorsitzenden der EKD, gibt es eine Lieblingsstelle in der Bibel, die er oft und gern in sozialpolitischen Zusammenhängen zitiert: das Jesuswort aus Matthäus 25: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ etwa in der Nordwestzeitung (23.12.2015): „Jesus hat gesagt: Ich war ein Fremder, und ihr habt mich aufgenommen.“ Und was würde er heute tun? „Er würde Menschen in Not helfen. Er hat geheilt und ist immer zu den Schwachen und Benachteiligten in der Gesellschaft gegangen. ‚Was ihr

getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan‘ (Matthäus 25,40) - dieser Ausspruch ist Ausdruck unserer christlichen Grundorientierung...“

Was Bedford-Strohm da formulierte, ist ein Bild vom christlichen Glauben, das in den Diskussionen unserer Tage mehr oder weniger vorherrscht und tausendfach wiederholt wird und sich auch wiederfindet in „Die Welt verändern. Was uns der Glaube heute zu sagen hat“, - so lautet der Titel eines Buches von Heinrich Bedford-Strohm und Margot Käßmann aus Anlaß des Reformationsjubiläums 2017.

Aber: Ist dieses Bild vom Christsein zutreffend? Ist es biblisch korrekt und tragfähig? Und vor allem: Ist Matthäus 25,40 wirklich so gemeint, wie es

in der Öffentlichkeit fast immer dargestellt wird?

Die sorgfältige Auslegung von Martin Gensch, Detmold (www.christliche-texte.de) hat mich zu den folgenden Überlegungen inspiriert.

Diese große Bildrede vom Weltgericht ist einmalig und einzigartig im ganzen Neuen Testament. „Wenn aber der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit...“ Um sie richtig zu verstehen, müssen wir den Zusammenhang beachten. Die Kapitel Matthäus 24 und 25 bilden eine Einheit: zusammen bilden sie die fünfte der fünf großen Jesus-Reden des Matthäus-Evangeliums (Kapitel 5-7; 10; 13; 18; 24-25). In Kapitel 24,1-44 spricht Jesus zu seinen Jüngern über die „Endzeit“ der Welt, das „Jüngste Gericht“ und die rechte Haltung des Wartens und der Wachsamkeit. Von Kapitel 24,45 an wird dann das „Jüngste Gericht“ selbst andeutend beschrieben, und zwar in 4 Abschnitten.

Der 1. Abschnitt, Matthäus 24,45-51, enthält das Gleichnis vom treuen und vom bösen Knecht und beschreibt das Gericht über die, die „der Herr über seine Leute gesetzt hat“, also die Leiter der Gemeinde. Sie werden danach beurteilt, ob sie ihr Leitungsamt treu und uneigennützig ausgeübt - oder ob sie es eigennützig missbraucht haben.

Im 2. Abschnitt, Matthäus 25,1-13, wird das Gleichnis von den 10 Jungfrauen erzählt. Mit diesen Brautjungfern sind alle Christen gemeint. Sie

alle stehen eine zeitlang im Glauben an Jesus Christus und erwarten seine Wiederkunft. Das Öl in den Lampen ist hier ein Sinnbild für den Heiligen Geist und für das neue Leben des Glaubens und der Liebe, vor allem innerhalb der Gemeinde. Die fünf törichteren Jungfrauen sind nach einem guten Anfang in ihrem geistlichen Leben oberflächlich und lau geworden und schließlich vom lebendigen Glauben abgekommen. Darum haben sie kein Öl mehr. Im entscheidenden Augenblick ist das „Öl“, der Kraftstoff ihres Glaubens und ihrer Liebe nicht mehr vorhanden. Die fünf klugen Jungfrauen dagegen dürfen die Wiederkunft ihres Herrn miterleben und an seinem festlichen Hochzeitsmahl teilnehmen. Die fünf törichteren Jungfrauen jedoch erleben ein großes „Zu spät“ und dürfen am Hochzeitsmahl des Messias nicht teilnehmen. Dieses Gleichnis schildert also ein Gericht über die Christen. Die geistlich „Eingeschlafenen“ sollen durch dieses Gleichnis wachgerüttelt werden. Maßstab ist jeweils der lebendige (oder tote) Glaube, die lebendige oder eraltete Liebe der Christen untereinander.

Im 3. Abschnitt, Matthäus 25,14-30, wird dann das Gleichnis von den anvertrauten Zentnern überliefert. Hier ist von denjenigen Christen die Rede, denen der Herr besondere Begabungen anvertraut hat. Die „Zentner Silber“ stehen jeweils für die geistliche Gaben, die sie empfangen haben. Mit ihnen sollen sie ein Glaubensleben führen, durch das andere Menschen für Jesus „gewonnen“ werden. Dieses „Gewinnen“ ist ein Fachausdruck